

FRANK KORTE

Lucia und  
die Gegenwart  
des Lichts

adecis  
verlag 

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [dnb.de](http://dnb.de) abrufbar.

Deutschsprachige Erstausgabe Dezember 2018

Copyright © 2018 adecis Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, nicht gestattet

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß Paragr. 44b UrhG (Text und Data Mining) zu gewinnen, ist untersagt.

Verlag, Lektorat und Korrektorat: adecis Verlag, ein Projekt der adecis GbR  
Frank Korte und Mareike Reimer

Wörthstr. 5, 65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 525411

E-Mail: [info@adecis.de](mailto:info@adecis.de) - [www.adecis.de](http://www.adecis.de)

Covergestaltung & Satz: Wolkenart - Marie-Katharina Wölk,  
[www.wolkenart.com](http://www.wolkenart.com)

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-947193-09-7 (Print)

ISBN: 978-3-947193-10-3 (E-Book)

## Lu

Ich bin ein achtjähriges Mädchen. Aber deswegen sollte mich keiner unterschätzen.

Ich lebe in einem riesigen Haus in der Gropiusstadt in Neukölln. Da ist es ähnlich wie in Mahrzahn, wovon ihr sicher schon mal Bilder gesehen habt. Bei uns gibt es unglaublich viele Wohnungen und man kann immer interessante Menschen treffen.

Hoffentlich kam das mit dem »unterschätzen« nicht hochnäsiger über. So war das nicht gemeint. Es fällt mir nur auf, dass die Erwachsenen mich öfter staunend anschauen, wenn ich etwas sage. Dann nicken sie bedächtig und murmeln vor sich hin: »Ja, da hat sie aber wirklich recht.«

Seltsam ist, dass sie so etwas fast nie zu mir sagen, sondern nur zu sich selbst. Wahrscheinlich tun sie das, weil ich noch so klein bin. Sie kämen sich sonst etwas komisch vor.

Eines habe ich mir fest vorgenommen: Sobald ich erwachsen bin und eine kluge Bemerkung von einem Kind höre, werde ich laut und deutlich sagen: »Mein Kind, da hast du völlig recht! Dass ich da nicht schon selbst drauf gekommen bin.«

Natürlich muss man als Kind aufpassen, dass einem so etwas nicht zu Kopf steigt. Wenn also ein Erwachsener mich doch einmal lobt, dann freue ich mich, aber ich denke nicht, ich wäre deswegen was Besonderes. In Wirklichkeit sind die Menschen nämlich alle ziemlich gleich. Auch wenn jeder sich unheimlich viel Mühe gibt, dass das keiner merkt.

Aber jetzt mal zurück an den Anfang. Bestimmt wollt ihr zunächst etwas über mein soziales Umfeld erfahren.

Gerade grinse ich über mich selbst und hoffe, ihr stört euch nicht daran, dass ich manchmal so altklug daherrede. Ich lese sehr viel und das mit dem sozialen Umfeld habe ich aus der Zeitung.

Also: Ich wohne im 17. Stock. Darüber gibt es nur noch drei Etagen bis zum Dach. Unsere Wohnung nennen wir »kleine Kuschelhöhle« und das passt gut, weil meine Mutter ein unglaublich lieber Mensch ist und sich anstrengt, es schön für uns zu machen, auch wenn wir nicht viel Geld haben. Seit mein Papa vor drei Jahren ausgezogen ist, habe ich sogar ein eigenes kleines Zimmer. Nebenan wohnt mein Bruder Tobias. Tobi ist sechs Jahre alt und spielt den ganzen Tag und die halbe Nacht am Computer. Außer wenn er in den Kindergarten geht, wo er noch eine Extrarunde drehen muss, weil die Kindergärtnerinnen meinten, Schule sei zu früh für ihn.

Vor ein paar Tagen hat eine Kindergärtnerin zu ihm gesagt, wenn er sich nicht mehr anstrengen würde, käme er in die Doofenschule. Er hat fürchterlich geweint, als er an dem Tag nach Hause kam, schämte sich und hatte schreckliche Angst.

Aber das konnten wir schnell klären: Ich habe mich mit ihm an den Computer gesetzt, wir haben seine ganzen Spiele weggeklickt und zusammen herausgefunden, dass es nicht Doofenschule heißt, sondern Förderschule. Die Kindergärtnerin hatte aus Versehen nur das falsche Wort gesagt.

Dann habe ich ihm vorgelesen, dass Kinder in der Förderschule besonders liebevoll betreut werden und viel spielen dürfen. Dass die dort keine Computerspiele mögen, habe ich weggelassen, weil Tobi an dem Tag schon genug Ärger hatte.

Das hat ihn alles einigermaßen beruhigt und wir beschlossen, die Sache mit der Schule einfach mal auf uns zukommen zu lassen.

Ich muss besser auf Tobi achtgeben und ihm mehr von meiner Zeit widmen. Mama ist nicht so oft zu Hause. Sie muss viel im Supermarkt arbeiten, um Geld für uns zu verdienen, und trifft sich danach mit ihren Freundinnen, Uschi und Rebekka, weil sie auch Entspannung braucht.

Abends versucht sie, einen Mann zu finden, denn

ohne Mann geht es ihr nicht gut. Außerdem wollen wir wieder eine richtige Familie werden.

Wenn ich mich mehr um Tobi kümmere, schafft er das schon. Manchmal kriege ich ihn sogar dazu, sich mit mir zusammen an den Küchentisch zu setzen und ein bisschen zu lernen. Ich hole ein Schulbuch hervor, das ich mir von der ersten Klasse aufbewahrt habe, und gehe die Aufgaben mit ihm durch. Es dauert lange, bis er was kapiert, und ich kann immer nur wenig an einem Stück mit ihm lernen – es ist sehr anstrengend für ihn. Aber immerhin sind wir schon bis Seite 89 gekommen, deshalb bin ich mit seinen Fortschritten eigentlich recht zufrieden.

Sorgen macht mir nur, was aus ihm werden soll, wenn sein Computer eines Tages mal kaputtgeht.

Für einen neuen Computer verdient Mama nicht genug. Ich habe große Angst, dass er sich dann aus dem Fenster stürzt oder etwas anderes Dummes macht – besonders falls das in der Nacht passiert, wenn Mama und ich schlafen.

Ein bisschen Geld habe ich schon gespart, das ich in einer Ecke vom Schrank verstecke, damit Mama es nicht findet. Sie würde nämlich sagen: »Essen ist wichtiger als Computer.«

Ich glaube, sie kennt Tobi nicht so gut wie ich und unterschätzt den Ernst der Lage.

So, jetzt muss ich auch noch etwas über mich erzählen: Dass ich acht Jahre alt bin, wisst ihr ja schon. Ich habe ziemlich helle blaue Augen, lockige blonde Haare, und jedes Mal, wenn der Schularzt da war, steht hinterher auf dem Papier: »Ist zu klein für ihr Alter!«

Ich finde ein Meter zwanzig eigentlich nicht zu klein und bin zuversichtlich, dass ich die fehlenden Zentimeter im Laufe der Zeit noch aufholen kann. Das ist wirklich meine geringste Sorge.

Ach ja, meinen Namen habe ich noch gar nicht gesagt: der ist Lucia, aber fast alle nennen mich Lu. Ich gebe zu, das ist irgendwie praktischer, aber auch ein bisschen schade, weil ich Lucia eigentlich schön finde. Ich habe nämlich in einem Buch gelesen, dass Lucia »die Leuchtende« und »die Lichtbringerin« bedeutet.

Licht finde ich toll. Manchmal wache ich früh auf und schleiche mich im Dunkeln leise aus der Wohnung, ohne dass es jemand merkt. Ich steige drei Stockwerke hoch, und weil die Eisentür oben schon jahrelang kaputt ist, komme ich leicht aufs Dach. Ich sitze still da und spüre, wie mir der Wind um die Nase weht. Da oben über dem 20. Stock ist es sehr zugig, aber das macht mir nichts aus.

Irgendwann taucht am Horizont ein Schimmer

auf. Erst wie ein Nebel und dann wie ein glänzender Streifen. Sobald ich den sehe, spüre ich so ein Ziehen im Bauch. Ab da atme ich ganz tief ein und aus und stelle mir vor, wie das Licht zusammen mit der kühlen Luft durch meine Nase und durch meinen Mund in mich hineinfließt.

Der Streifen wird größer und lässt die Welt leuchten: die Häuser und Bäume und Wolken und Tiere und Menschen. Und ich merke, dass ich selbst genauso leuchtend werde wie alles dort unten und wie der riesige weite Himmel über mir. Dann freue ich mich, dass ich Lucia heiße und wie gut das passt, und könnte der ganzen Welt einen Riesenkuss auf die Backe geben. Am liebsten würde ich Purzelbäume schlagen, was ich aber bleiben lasse, weil das auf einem Hochhaus zu gefährlich ist und ich sowieso nicht besonders toll in Sport bin.

So, das soll erst mal reichen. Ich will euch nicht mit Geschichten über meine Angewohnheiten langweilen.

Ich gehe jetzt los und fahre unten in der Siedlung ein paar Runden Rad, falls das nicht schon wieder jemand geklaut hat. Bei uns wird leider viel geklaut. Aber ich denke mir, wenn einer etwas klaut, braucht er es gerade ganz dringend. Bestimmt dringender als

der, dem es gehört. Irgendwie geht das dann schon in Ordnung.

Den Aufzug nehme ich nicht, der ist mir zu stinkig. Meine Mama sagt immer: »Da pissen die Araber rein.« Aber das stimmt gar nicht. Das sind meistens kleine Jungs, für die der Weg die vielen Stockwerke hoch zu weit ist und die es nicht mehr bis in ihre Wohnung schaffen. Es wäre besser, sie würden weniger Cola trinken oder ihre Cola mit nach oben in die Wohnung nehmen und sie dort trinken, dann würde das seltener passieren.

Als ich im 15. Stockwerk ankomme, geht die Tür von Frau Steferbecker auf und mir wird klar, dass aus dem Fahrradfahren erst mal nichts wird.

Frau Steferbecker hat anscheinend hinter ihrem Guckloch auf mich gewartet, denn sie sieht gar nicht überrascht aus, als ich die Stufen herunterkomme. Sie winkt mir zu und flüstert so leise, dass ich es gerade noch hören kann: »Lucia, es ist wieder schlimm geworden.«

Das hätte sie mir nicht sagen müssen. So krumm, wie ihre Hand ist, konnte ich mir das schon denken. Ich gehe mit ihr in die Wohnung und sie zeigt mir auch ihre linke Hand, die fast noch krummer ist als die rechte. Dabei verzieht sie das Gesicht und ich sehe, dass sie Tränen in den Augen hat.

»Es tut wirklich sehr weh, Lucia«, sagt sie.

Also setzen wir uns hin, sie sich in ihren alten, abgewetzten Ohrensessel, ich mich auf den Stuhl daneben.

Sie legt ihre beiden Hände zusammen, so gut es eben geht, weil sie die Finger ja kaum noch bewegen kann.

Ich halte meine Hände vorsichtig ein paar Zentimeter über ihre und gebe acht, sie nicht zu berühren, damit es ihr nicht noch mehr wehtut.

Wir schließen unsere Augen und sitzen still da.

Man hört nur das gleichmäßige Ticken der Wanduhr. Es riecht nach Erbensuppe und Möbelpolitur.

Komisch, immer wenn ich so etwas mache, werde ich ganz ruhig. Ich glaube, selbst wenn ich mich anstrengen würde, an etwas zu denken oder vor mich hin zu träumen, ginge das gar nicht, weil sich mein ganzer Kopf taub anfühlt.

Nach ein paar Minuten höre ich Frau Steferbecker seufzen.

Ich schaue zu ihr auf und sie sieht entspannt und zufrieden aus. Dann fängt sie an, ihre Finger hin und her zu bewegen und zu strecken, wie man es morgens beim Aufstehen mit den Armen und dem Rücken und den Beinen tut.

»Danke, liebe Lucia«, sagt sie. »Du bist so ein gutes Kind.«

Sie lächelt mich aus ihrem faltigen Gesicht an und ihre Augen leuchten.

»Eines Tages, Lucia, eines Tages, geht es vielleicht doch für immer weg.«

Ich gucke schnell auf den Boden, weil ich nicht will, dass sie mir ansieht, wie leid sie mir tut, und sich schlecht fühlt. Einmal, vor ein paar Monaten, während ich meine Hände über ihre hielt, habe ich nämlich zwischendurch kurz die Augen aufgemacht und Frau Steferbecker angeschaut. Und da wusste ich sofort, dass es nicht mehr für immer gut werden kann. Ihre Knochen sind zu alt dafür.

Anschließend habe ich mich gefragt, was ich später tun soll, wenn meine Knochen zu alt geworden sind und ob es dann auch ein kleines Mädchen im Haus geben wird, das mir hilft.

Frau Steferbecker steht auf, schlurft an ihre Küchenschublade, kramt darin herum und zieht eine Tafel Schokolade heraus.

Sie reicht sie mir, aber ich schüttele den Kopf. Ich weiß nämlich, wie gerne sie selbst Schokolade mag und dass sie noch viel weniger Geld hat als Mama, Tobi und ich.

Deshalb sage ich: »Danke, Frau Steferbecker, aber

ich habe gerade was am Zahn und darf keine Schokolade essen.«

Normalerweise lüge ich niemanden an, aber in solchen Situationen mache ich eine Ausnahme. Ich glaube, das kann einem keiner übel nehmen.

Na klar: Als ich unten ankomme, sehe ich, dass mein Fahrrad schon wieder geklaut worden ist. Da hängt nur noch die durchgetrennte Kette, mit der es festgemacht war.

Ist nicht so schlimm, denn Fahrräder sind das einzige, woran hier kein Mangel herrscht. Ein paar Blöcke weiter, auf dem Schrottplatz, liegen die Dinger zu Hunderten rum. Der Aufseher dort ist sehr nett. Und weil ich letztes Jahr sein Knie wieder heil gemacht habe, erlaubt er mir, ein bisschen zu stöbern und mir ein altes Rad auszusuchen. Man muss dann nur eine Weile basteln und improvisieren und darf sich nachher nicht schämen, weil man mit so einem krummen Ding herumfährt. Aber das geht schon – da achtet hier in der Gegend sowieso keiner großartig drauf.

# Chanti

Ursprünglich heiße ich Chantal, was eigentlich ein schöner und interessanter Name war, bis Mario Barth daherkam und ihn mit seinen bescheuerten Witzen ruiniert hat. Falls der es mal wagen sollte, hier in der Gropiusstadt aufzutauchen, tue ich mich mit Uschi und Rebekka zusammen und dann kann dieser Komiker erleben, zu was eine in die Enge getriebene Chantal fähig ist.

Seitdem nenne ich mich jedenfalls Chanti, was ich auch mag, weil das einen indischen Klang hat. So was Exotisches, bei dem man an pastellige Erdfarben und tolle Gewürze denkt.

Exotik fehlt in meinem Leben leider vollständig, aber ich arbeite dran.

Das Exotischste im Supermarkt, wo ich halbtags schaffe, sind die Gestalten, die drüben aus dem Flüchtlingsheim kommen und versuchen, mich runterzuhandeln, wenn ich gerade wieder mal an der Kasse sitze, weil Not an der Frau ist. Soll denen doch, wenn sie zu Hunderten über die Grenze schwärmen, jemand erklären, dass wir hier in der Zivilisation mit Festpreisen arbeiten und die dumme kleine

KassiererIn die Allerletzte ist, die ihnen einen besseren Preis machen kann.

Damit mich keiner falsch versteht: Ich hab nix gegen die! Früher, in meiner Sturm- und Drangphase, war ich sogar in einer Attac-Gruppe. Ja, ernsthaft: Chanti war politisch aktiv! Und ich hab zuletzt immer SPD gewählt. Kann man ja jetzt auch nicht mehr machen, bei dem Personal, das die aufbieten.

Links würde für mich vielleicht noch hinhauen, aber seit der Gysi weg ist ... und dann die Frisur von der Wagenknecht und ihr ganzes Gehabe ... also, die erinnert mich derart an meine DeutschlehrerIn zu ihren schlimmsten Zeiten ... oder eigentlich waren es *meine* schlimmsten Zeiten und die DeutschlehrerIn hatte jede Menge Spaß dabei, mich ordentlich fertigzumachen.

Jedenfalls, was die Flüchtlinge betrifft: Für die habe ich vollstes Verständnis. Wenn ich bloß wüsste, wohin, würde ich auch sofort flüchten.

Unsere kleine Kuschelhöhle – so sagen meine beiden Zwerge und ich zu unserer Wohnung – ist schon okay und hat den Vorteil, dass sie komplett vom Amt bezahlt wird.

Aber der ganze Rest? Meine Güte! Wenn ich Aufzug fahre, halte ich immer die Nase zu und die Luft an. Dann Stopp im achten Stock, mit dem Fuß die

Tür blockieren, den Kopf rausstrecken, einatmen, Nase zuhalten und hoffen, dass der Lungeninhalt bis zum Siebzehnten reicht.

Und dann die Umgebung: die Typen in ihren Jogginghosen und ihren Gettomützen, die den ganzen Tag da draußen rumlungern. So viele Pfefferspraydosen passen nicht in eine normale Handtasche, wie man für die braucht. Wahrscheinlich sind diese Typen mittlerweile sowieso schon immun geworden gegen das Zeug. Ich komm nachts oft ziemlich spät heim und wundere mich, dass ich überhaupt noch lebe.

Klar, ich weiß schon, was ihr jetzt denkt: Die Tusse hat zwei kleine Kinder und macht bis spät in die Nacht Party. Rabenmutter!

Aber Leute: Ich hab, wie alle anderen, auch nur ein einziges Leben zu meiner Disposition, und jeder ist sich selbst der Nächste.

Und kann ich was dafür, dass mein edler Ritter – Ron, der Beschützer – fluchtartig die Burg verlassen hat und ich mich dringend nach Ersatz umsehen muss?

Okay. Bevor ich völlig asozial rüberkomme – was total ungerecht wäre –, will ich euch was erklären.

Erstens: Ich hab schon bessere Zeiten erlebt. In

Rostock, wo ich herkomme, hab ich in einem Reisebüro in der Innenstadt gearbeitet und kein Mensch hat sich jemals wegen meiner Arbeit beklagt. Ich hatte eine coole Wohnung, ein Auto, einen festen Freund und alles, was dazugehört. Ein richtig seriöses bürgerliches Leben. Ich dachte ernsthaft, ich hätte es geschafft.

Mit vollem Tempo abwärts ging es erst, seit wir in Berlin gelandet sind. In diesem grauenhaften Moloch, der wie ein Staubsauger Menschen einsaugt, durch die Mangel dreht und als halben Müll wieder ausspuckt.

Zweitens: Von der ganzen bildungsbürgerlichen, grün-liberalen Erziehungsscheiße halte ich überhaupt nix. Die ist meiner Meinung nach reine Fantasie, die jeden Kontakt zur Wirklichkeit verloren hat, und nur dazu da, Pädagoginnen bis zur Frühpensionierung in Lohn und Brot zu halten.

Wie es später mal im Leben für dich läuft, hängt nicht davon ab, ob dich deine Eltern 24/7 behüteln und betütteln, ob du jeden Morgen mit dem SUV zum Kindergarten kutschiert wirst oder ob du auf eine Waldorfschule gehst und da lernst, wie man pastellfarbene Bauklötze politisch korrekt und hochvergeistigt sortiert.

Es ist nämlich so: Wenn es will, macht das Leben dich fertig. Und wenn nicht, dann eben nicht.

Das ist keine Westentaschenphilosophie, die ich mir ausgedacht habe, sondern das nennt man Erfahrung.

Okay. Ihr Ahnungslosen denkt vielleicht: »Die mit ihren 25 Jährchen auf dem Buckel – was soll die groß an Erfahrung aufweisen können?«

Jedem, der das denkt, kann ich nur empfehlen, die Sachen mitzumachen, die ich als Kind und später hier in Berlin mitgemacht habe. Und dann reden wir irgendwann noch mal in Ruhe darüber.

Zurück zu euren Erziehungstheorien. Hier ist meine: Es gibt massenhaft Beispiele, in denen Leute von ganz unten kamen, kein richtiges Elternhaus hatten, kein Geld, keine Bildung, nix Universität. Und dann haben die ein Imperium aufgebaut und sind stinkreich geworden oder haben was erfunden, was die ganze Welt umgehauen hat.

Und umgekehrt gibt es massig Beispiele, wo verwöhnte LuxusKinder sich staunend in der Gosse wiederfanden. Oder wo Akademikersprösslinge tot auf dem Bahnhofsklo endeten oder entnervt vom Dach gesprungen sind.

Wie ich schon sagte: Das Leben macht mit einem, was es will. Und all eure Hoffnungen, dass ihr die Macht besitzen könntet, eure Kinder auf den »richtigen Weg« zu bringen, die helfen nicht wirklich euren

Kindern. Die helfen nur euch, euer Gewissen zu beruhigen. So!

Tobi ist mein kleiner Liebling. Kein Wunder – der stammt ja nicht von Ron ab. Ich hab ihn so gern, dass ich das kleine Prachtstück 24 Stunden am Tag knuddeln würde, wenn ich die Zeit dafür hätte.

Um den mach ich mir keine Sorgen. Außerdem wird er irgendwann ein Mann sein und da kommt es auf die Feinheiten ohnehin nicht so an. Der kämpft sich schon durch, egal was passiert.

Klar weiß ich, dass er ständig vorm Computer hängt. Wie oft hebe ich sein kleines Köpfchen vorsichtig von der Tastatur hoch, wenn ich nachts heimkomme, geb ihm einen dicken Kuss und leg ihn zum Schlafen in sein Bettchen. Soll niemand sagen, ich bekäme nicht mit, was meine Kinder so treiben. Aber meine Güte! Wenn es ihm Spaß macht. Der Ernst des Lebens bricht schon noch früh genug über ihn herein. Soll er doch lieber jede Minute, die er in seiner seligen Kindheit schwelgt, in vollen Zügen genießen. Und wer weiß, wozu der ganze Computerkram am Ende gut sein wird? Vielleicht wird eines Tages aus ihm auch so ein rothaariger Programmierer wie dieser Zuckerberg und er kauft seiner Mama eine Villa in Charlottenburg – oder in einer noch schickeren Gegend.

Ein ganz anderes Kaliber ist die Lu. Die macht mir wirklich Sorgen. So ein seltsames Kind. Mit der kann ich gar nicht. Die kommt mir vor wie eine Außerirdische, die aus Versehen in unsere Kuschelhöhle geraten ist und jetzt ihr Raumschiff sucht.

In der Schule ist alles okay, die bringt nur Einsen und Zweien nach Hause, aber privat ist es schwer mit ihr.

Am meisten nervt mich ihre provozierende Gutmütigkeit. Ich hab nie ein böses Wort von ihr gehört. Das ist doch nicht normal bei einem Kind.

Ich bin keine Schlägermutter, aber ein paar Mal hab ich es nicht mehr ausgehalten und ihr kräftig eine gelangt. Sie steckt das einfach weg und guckt mich aus ihren blauen Augen liebevoll an. Und dann tut es mir mehr weh als ihr. Das ist doch nicht der Sinn der Sache. So kann man doch kein Kind erziehen.

Dann hat sie irgendein irregeleitetes Wohltätigkeits-Gen abbekommen und schenkt anderen Kindern ihre Sachen, obwohl sie weiß, dass wir es nicht gerade dicke haben und ich mich für jeden Cent im Supermarkt krummlege.

Und ständig sammelt sie kleine Vögelchen auf, die krank sind, und päppelt sie wieder hoch. Einmal hat sie zwei kranke Katzen unter ihrem Bett versteckt. Mir kam die totale Krise, als ich die entdeckt habe.

Ich glaube, mit der wird es ein böses Ende nehmen. Sie begreift nicht, dass das Leben ein Krieg ist, in dem es nur wenige Freunde und Millionen Feinde gibt.

Ein paar Mal habe ich versucht, ihr das ganz vernünftig und in Ruhe zu erklären. Dann sagt sie Sachen wie: »Aber Mama, die Seelen der Menschen sind wunderschön.« Oder so was anderes Krasses wie: »Was man aus einem liebenden Herzen gibt, kommt hundertfach zurück.«

Das war eine der Gelegenheiten, wo ich ihr eine gelangt habe, damit sie endlich aus ihren Kinderträumen aufwacht. Ich meine, ich hatte selbst eine schwierige Kindheit, aber so extrem rumgesponnen hab ich nie.

Und was mich auch gehörig runterzieht, ist dieser komische Heilungs-Voodoo, den sie betreibt. Die Leute in der Siedlung zeigen schon mit den Fingern auf uns.

Es ist nicht gut, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das geht immer übel für einen aus. »Besser unterm Radar fliegen«, hat Ron oft gesagt, und das war so ziemlich das Einzige, was jemals aus seinem Mund gekommen ist, wo ich ihm recht geben musste. Diesem Versager.

Ich weiß, dass Lu alle paar Wochen zur alten

Steyerbecker zwei Stockwerke unter uns geht. Sobald ich der mal im Flur begegne, sag ich ihr, sie soll mein Kind in Frieden lassen, sonst hetze ich ihr das Amt auf den Hals. Die soll bloß aufpassen.

Immer wenn mich jemand in der Siedlung fragt: »Wo ist denn die kleine Lu? Ob sie bald mal wieder bei uns vorbeikommen kann?«, platzt mir der Kragen. Ich will lieber gar nicht wissen, was da noch so alles läuft, wenn ich nicht zu Hause bin.

Für mich habe ich da jedenfalls eine klare Grenze gezogen. Einmal lag ich mit einem ganz schweren Kater im Bett. Mehr tot als lebendig, wie man so sagt. Ein Typ, mit dem am Anfang alles okay und schön und cool aussah, hatte sich beim dritten Treffen als übler Säufer entpuppt und ich Dummkopf hab mitgetrunken, um ihm zu imponieren. Ich stecke einiges weg und bin kein Kind von Traurigkeit, aber das war sogar für mich ein paar Nummern zu heftig.

Morgens kam dann prompt die kleine Lu an mein Bett geschlichen und legte ihr Händchen auf meinen Kopf. Da hat es in meinem Kopf ein paar Mal geblitzt, aber nicht so krass geblitzt, dass man mit den Augen zuckt und einen Schreck kriegt, sondern das war so ein ganz sanftes Licht, wie ein Wetterleuchten, aber trotzdem irgendwie kraftvoll. Und auf einen Schlag war mein Kater weg und alles in meinem Kopf

war so klar, als hätte ich seit Monaten keinen Tropfen mehr getrunken.

Ich war zu verblüfft, um irgendwas zu sagen. Aber als sie das ein anderes Mal wieder gemacht hat und da wieder dieses Leuchten war und alles Schwere in meinem Kopf wie weggeblasen, da hab ich die Panik gekriegt. Ich bin im Bett hochgefahren und hab sie angebrüllt: »Lass deine Finger von mir! Das ist total unheimlich, was du machst. Rühr mich niemals wieder an – ist das klar?«

Da hat sie sich erschreckt und es begriffen und sogar ein bisschen geweint und seitdem sind die Fronten zwischen uns geklärt. Seitdem lässt sie mich in Frieden.

Also am liebsten wäre mir, sie ginge zu Ron. Wenn der nicht so eine totale Null wär und das Amt mir dann nicht solch einen Stress machen würde, hätte ich sie längst schon mal gepackt und zusammen mit ihrem kleinen Kofferchen vor seiner Tür abgesetzt.

Aber früher oder später muss da was passieren. Ich ertrag dieses Kind nicht mehr.

Außerdem stockt einem der Atem, wenn man sie sieht, so hübsch ist sie. In fünf, sechs Jahren muss ich jeden Abend die Jungs, die ihr in Scharen zu Füßen liegen, mit dem Besen wegkehren. Und dann schwanger mit 14 und solche Sachen. Den Stress tu

ich mir nicht an. Ich hab genug mit mir selbst zu kämpfen.

So, das reicht erst mal von mir. Ich hab eh das Gefühl, mehr verkraftet ihr auf einen Rutsch gar nicht. Und meine Ausdrucksweise ist wahrscheinlich auch eine Spur zu derb für euch. Außerdem komme ich bei dieser Sache hier viel zu schlecht weg. So übel bin ich in Wahrheit nämlich gar nicht. Ihr habt ja keine Ahnung, wie einen dieses beschissene Leben in die Enge treiben kann. Da erkennt man sich selbst nicht mehr wieder.

## Lu

Kaum habe ich unser Haus verlassen und bin auf dem Weg zur Unterführung, da höre ich sie wieder hinter mir: »Hexe! Hexe! Hexe!«, rufen die Jungs.

Sie nennen sich »Die drei Gorcks«. Das stammt aus irgendeiner Comicserie, die ich mir aber noch nie angeschaut habe. Ich finde so viele interessante Bücher in der Bibliothek, dass ich oft gar nicht dazu komme, mich mit Sachen zu befassen, für die andere Kinder sich begeistern.

Ich weiß schon, was gleich passieren wird, und kurz darauf passiert es tatsächlich: Die drei Gorcks blockieren mir den Weg, tanzen um mich herum und rufen wieder: »Hexe! Hexe! Hexe!«

»Lasst mich bitte weitergehen, ich muss zur Schule«, sage ich ihnen, aber das hilft nichts.

Einer reißt an meinem Rucksack, und hätte ich ihn nicht schnell festgehalten, wäre er bestimmt weg gewesen.

Ich verstehe nicht, warum sie jemanden aufhalten, der zur Schule muss. Bei all den nützlichen Dingen, die man dort lernt.

Ich überlege, ob ich ihnen meinen Rucksack

einfach geben soll, wenn sie ihn unbedingt haben wollen. Aber ich glaube, es geht ihnen um etwas anderes. Der Rucksack interessiert sie gar nicht wirklich.

Jetzt schubst mich einer von hinten und ich taumele ein paar Schritte vorwärts, kann mich aber gerade noch fangen, sonst wäre ich bestimmt hingefallen.

»Hexe! Hexe! Hexe!«, rufen sie wieder wie ein Chor, als wäre es das einzige Wort, das sie kennen, und toben immer wilder um mich herum.

Ich bleibe stehen. »Was wollt ihr eigentlich von mir?«, frage ich.

Der Älteste von ihnen, er heißt Gregor, macht den anderen ein Zeichen, still zu sein.

Er ist schon ziemlich groß, oder es scheint mir nur so, weil ich für mein Alter ja zu klein bin.

Er kommt ganz nah an mich heran, beugt sich ein Stück zu mir herunter und sieht mir in die Augen. Seine Augen sind braun mit ein paar goldenen Sprenkeln darin.

Ich lächele ihn an, weil ich sehe, dass er ein unheimlich lieber Mensch ist.

»Jetzt grinst die Hexe auch noch«, sagt er und klingt empört.

»Das wird eine Verwechslung sein. Ich bin keine

Hexe. Oder siehst du hier irgendwo einen Besen?«, frage ich.

Er runzelt die Stirn und muss wohl erst mal nachdenken.

»Willst du uns verarschen, Hexe?«, fragt er schließlich.

»Nein«, antworte ich. »Hexen gehen nie zu Fuß, die reiten immer auf Besen.«

Er guckt mich an und ich guck ihn an und ich kann regelrecht beobachten, wie es in seinem Kopf rundgeht.

»Pass auf, Gregor!«, warnt ihn der Kleinste von den dreien. »Die will Hypnose mit dir machen.«

»Quatsch«, sagt Gregor. »Mit mir kann keiner Hypnose machen. Und erst recht kein Mädchen.«

Er wendet sich mir wieder zu. »Komm, Hexe, versuch mal, mich zu hypnotisieren.«

»Was muss man da machen?«, frage ich ihn.

Die drei Jungs lachen und der dritte, der bisher noch gar nichts zu unserem Gespräch beigetragen hat, ruft: »Ist die doof! Die weiß nicht mal, wie Hypnose geht! Gibt's doch im Fernsehen!«

»Pass auf, Hexe«, sagt Gregor zu mir. »Du musst mir ganz lange in die Augen gucken und mir dann sagen, was ich machen soll. Und wenn ich es mache, sieht man, dass ich hypnotisiert bin. Wenn es nicht klappt,

gibst du uns deinen Rucksack und alles Geld, was du hast. Das ist doch ein faires Geschäft, oder nicht?»

Von fairen Geschäften versteht Gregor anscheinend nicht viel, das merke ich sofort, aber wenn er findet, dass das ein gutes Spiel ist, mache ich ihm gerne eine Freude. Ich muss mich wegen der Schule nur etwas beeilen.

»Okay«, sage ich.

Gregor grinst seine Freunde an und starrt mir dann in die Augen, als wäre ich ein Fernseher, in dem gerade seine Lieblingsserie oder ein Fußballspiel oder so etwas läuft.

Wenn ich in die Herzen der Menschen schaue, dann sehe ich zwei Kammern. Die eine Kammer ist ein wunderschöner Raum, der ganz weiß ist. Der geht weit in die Ferne. Weiter, als irgendwer gucken kann.

So ein richtig gutes Wort ist »Kammer« also wohl nicht dafür, da stellt man sich eher etwas Begrenztes vor, aber dieser Raum, den ich sehe, der ist begrenzt und hat trotzdem kein Ende. Wie das überhaupt funktionieren soll, weiß ich auch nicht. Von einem Kind kann nicht erwartet werden, dass es sich immer präzise ausdrückt.

Entschuldigt, den letzten Satz habe ich bestimmt irgendwo gelesen – manchmal kann ich das gar nicht unterscheiden.

Während Gregor mich noch immer anstarrt, erkläre ich euch die Sache schon mal weiter: In der zweiten Kammer bringen die Leute nämlich alles unter, was sie gerne verstecken wollen. Zum Beispiel Sachen, die früher mal falsch gelaufen sind oder wofür sie sich schuldig fühlen oder sich schämen müssen. Das ganze Zeug da drin sieht aus wie dunkle Wolken oder Schatten oder manchmal auch wie unförmige Felsbrocken. Das Ding nenne ich immer die »Rumpelkammer«.

In Gregors Rumpelkammer ist es unheimlich voll. Da stapelt sich alles bis an die Decke.

Und wenn ich so etwas sehe, dann weiß ich, dass die Leute viel lieber nur in der hellen Kammer wohnen möchten. Aber wahrscheinlich meinen sie, dass sie das nicht verdient hätten, weil sie nebenan so viel Unrat gestapelt haben. Vielleicht glauben sie, sie müssten vorher erst die dunkle Kammer ordentlich aufräumen. Nur sieht die leider nach einer Riesensmenge Arbeit aus.

So genau hab ich noch nie darüber nachgedacht, aber auf einmal wird mir ganz komisch, weil mir einfällt, wie oft ich Tobi sage: »Tobi, bevor du spielen darfst, musst du erst dein Zimmer aufräumen!«

Das sollte ich in Zukunft lieber bleiben lassen.

Jetzt aber zurück zu Gregor: Als ich seine

Rumpelkammer mit den ganzen komischen dunklen Dingen darin sehe, tut er mir leid. Und dann strömt von oben bis unten ein warmes Gefühl durch mich hindurch. Ich spüre es besonders da, wo mein Herz ist, und auf einmal habe ich den Gregor total lieb. Ich habe ihn so sehr lieb, dass ich es kaum noch aushalte, und denke, dass es jeden Moment »Bumm!« macht, und ich bin geplatzt.

Und dann tue ich etwas, was ich wahrscheinlich besser nicht tun sollte: Ich stelle mir vor, zwischen den beiden Kammern wäre eine Tür und ich würde den Türgriff langsam herunterdrücken und die Tür einen kleinen Spalt aufmachen. Wirklich nur einen ganz winzigen, vorsichtigen kleinen Spalt. Und auf einmal macht es »Wuff!« und dann ist die dunkle Kammer plötzlich auch ganz hell und man sieht nichts mehr von den komischen dunklen Sachen. Eigentlich sieht es gar nicht mehr aus wie zwei Kammern, sondern nur noch wie eine einzige, die riesig ist.

Das alles geht unheimlich schnell, und als es »Wuff!« macht, kriege ich einen Schreck und Gregor anscheinend auch, denn er setzt sich schnell auf den Boden. Und dann fängt er so schlimm an zu weinen, wie ich noch nie einen weinen gesehen habe. Ich glaube, so schlimm würde Tobi weinen, wenn sein Computer mitten im Spiel einen Totalschaden hätte.

Überhaupt kriegt jeder einen Riesenschreck, denn die zwei anderen Jungs fangen an zu schreien, drehen sich um und laufen weg, als wäre ein Monster hinter ihnen her.

Ich gucke ihnen verdattert nach und schaue mir dann Gregor an, dessen Hemd um den Kragen herum schon ganz nass ist. Eigentlich sieht er beim Weinen ziemlich glücklich aus. Allzu schlimm kann es also nicht sein. Trotzdem wird mir das jetzt alles zu viel. Deshalb drehe ich mich rasch um und mache mich wieder auf den Weg zur Schule.

Unterwegs denke ich, dass das keine besonders schlaue Aktion von mir gewesen ist. Schlimm genug, dass die mich für eine Hexe halten. Wenn jetzt auch noch das Gerücht umgeht, ich würde fremde Kinder hypnotisieren, dann bin ich geliefert.

**Hat Ihnen diese Leseprobe gefallen?**

26 weitere Kapitel warten auf Sie.

Bestellbar im Buchhandel

Gedrucktes Buch: ISBN: 978-3-947193-09-7 für 12,00 Euro

Als E-Book: ISBN: 978-3-947193-10-3 für 8,99 Euro